

Ersteinstägig
ersch. mit Anhang
der Sonntags- und Feiertage.

Abonnementpreis
monatlich 1.50 Mk.
vierteljährlich 4.50 Mk.
halbjährlich 8.50 Mk.
jährlich 16.50 Mk.

„Die Neue Welt“
(Wochenzeitung),
durch die Post nicht be-
reit, acht monatlich 10 Pf.,
vierteljährlich 30 Pf.

Telephon Nr. 1047.
Gesamtdr.-Büro:
Polsterei, Halle/Saale.



Insertionsgebühr
für die Spalten
Pfeilgröße über deren Stamm
zu 10 Pf. für Wohnungs-
Anzeigen u. Besondere
Anzeigen 10 Pf.
Im Einzelnen siehe
Karte bei Seite 50 Pfennig

Interate
für die fällige Nummer
und die dazugehörige
mittags halb 10 Uhr in der
Expedition aufgeben

Eingetragen in die
Poststempel-Karte
unter Nr. 7888.

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Merseburg, Delitzsch-Bitterfeld,
Baumburg-Weißenfels-Beitz, Wittenberg-Schmeinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geisstr. 21, Hof 2 Cr.

Expedition: Geisstr. 21, Hof part. r.

„Die Verkauften.“

Wir möchten schon zu wiederholten Malen auf die Nechlichkeit aufmerksam, die manche Vorgänge in Frankreich mit solchen in Deutschland haben, namentlich auf das Gebahren der Reaktion, das hüben wie drüben fast zum Lachen ähnliche Jüge aufweist. In Deutschland rufen die Brüder, in Frankreich die Cabagnac mit brillanter Stimme nach dem „harten Mann“, in Frankreich drohen die Bourgeois vom Fiskusland die Großkapitalisten von der Klüßigen Zeitung, wenn von einseitigen demokratischen Steuerreformen die Rede ist, mit parlamentarischer Rebellion; hier wie dort benutzten Demagogen die Juden und die Warenhändler als das rote Lamm, mit dem sie die klüglichen Massen der Kleinbürger, Krämmer und Handwerker für ihre Zwecke füttern; diesseits und jenseits der Bogen haben Junker und Pfaffen einen festen Grund geschlossen.

Die lange Kiste der Vergleichspunkte, aus denen wir eben nur einen mageren Auszug mitgeteilt haben, hat in allererstingster Zeit eine neue Bereicherung erfahren.

An jenem Tage der französischen Kammerführung, als der Minister der Kolonien, General Marquis de Galliffet, unter halbwegs anständigen Formen seine Ministerkollegen in Schicks ließ, bewies die französische Reaktionäre mit der Ungekraft, die wir ja auch im Reichstage während der Eingänge an ihren deutschen Gefinnungsgenossen zu bewundern das zweifelhafte Vergnügen hatten, während geistiger dreiviertel Stunden den Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau an. Bekanntlich sah sich der Präsident der Kammer, Herr Paul Deschanel, der Mann mit dem eleganten Zylinder, trotzdem er innerlich mit den tobenden Konfessionären sympathisierte, gezwungen, ihren Rärm durch Aufhebung der Sitzung ein Ende zu machen, gleichwie der Präsident des Deutschen Reichstages, Graf Ballestrin seine eigenen Partei-, Gefinnungs- und Standesgenossen zur Ruhe und Anstand ermahnen mußte, als sie einer Rede losgerissener Jungbunde gleich unternen Gewissen Stadthagen umhulerten.

Kürzer „Wörter“, „Dien“, „Bund“, und sonstigen geschmackvollen Rosenamen flog Waldeck-Rousseau besonders das Wort „Verkaufter“ (Vendu) entgegen. Nach der Behauptung der Nationalisten soll er sich an das „Dreizehner-Syndikat“, an die „internationale Judenpolitik“, an England und den Himmel machen können, an wen sonst noch, verkauft haben.

Der jetzige französische Ministerpräsident ist ein schwerreicher Mann und ein sehr geachteter Abokat, der als Privatmann ungefähr zehnmal so viel Einkommen hat, denn als Minister. Welches auch immer seine Fehler sind, er ist kapitalistischer Bourgeois durch und durch, wenn auch nicht ganz so unbedarbt wie George Clémenceau — daß ein dierlicher Millionär durch ein Kränkelgen von einigen Hunderttausend Francs oder durch ein von Repräsentationskosten größtenteils verschlungenes Ministergehalt von 5000 Francs pro Monat seine Politik bestimmen läßt, können nur Leute behaupten, die entweder sehr dumme oder sehr verzogene oder beides zu gleicher Zeit sind.

Zwischen Himmel und Erde.

Roman von Otto Ludwig.

Und zwei Stunden darauf kam es wirklich von allen Seiten: „da ist er!“, rief es wirklich aus allen Ecken: „nun wird's famos!“ Wo sie vorbeikamen, wurden Stühle angeboten. Keine Hand wurde so oft und anhaltend geschüttelt, als des jüdischen Freis Mettenmaier, dessen Gesellschaftsmitgliedschaft gleich so viel ungeheures Lob in die Ohren geschossen, als ihm. Aber wie liebeswürdig war er auch! Wie herablassend nahm er alle die verdorbenen Subjektionen an. Wie wichtig zeigte er sich; wie gefällig lächelte er. Und nicht allein über seine eigenen Schwäge — denn das war seine Kunst; sie waren so gefällig, daß — laden mußte, wenn er nicht wollte — auch über andere, so wenig die es gegen die Feiner gehalten, verdornten. Es gab freilich auch Leute, die sich wenig an ihn heften, aber er bemerkte sie nicht, und die es deutlicher zeigten, waren „Philister, Alltagsleute, unbedeutende Menschen“, sagte er dem Bruder mit herablässigen Bedauern in das Dir Bedeutung aus Menschen und Bürger ganz genau erreichen. Da hand er, den roten Kopf in den Schultern, die das ungeheuerliche Gefühl seiner Blässigkeit — und seine eigene stille Meinung von sich war noch ungeheuerlicher, als die laut ausgeprochene der bedeutendsten Leute im Saale über ihn — noch mehr als gewöhnlich in die Höhe gezogen, die Arme hoch in großzügiger Gekigkeit an den Leib gedrückt, halb ausgelacht, um mit dem Entzogen irgend einem der bedeutendsten Leute eine flüchtige Bekanntschaft zu bestehen, die jederzeit mit einem dankbaren Nicken erwidert wurde.

Als der Tanz begann, sprach Freis Mettenmaier den Bruder in eine Nebenbühne. „Du mußt tanzen“, sagte er. „Von meiner Frau würdest du einen Korb holen und das wäre mir unangenehm.“ „Ich will die nicht zuführen, die ich nicht und die ich nicht erkaufen kann. Nur herab, Junge, wenn's auch nicht gleich gehen will.“

Aber es scheint nun einmal zu den „berechtigten Eigentümlichkeiten“ der Reaktionäre aus aller Herren Länder zu gehören, bei den Gegnern stets schmähsüchtige Demagogie vorauszusetzen. Daß die sozialistischen Journalisten, Redner, Gewerkschaftsführer, Politiker als „bezahlte Heber und Agitatoren, die sich von Arbeitergehirnen mästen“ bezeichnet werden, ist man schon so gewöhnt, daß man über bezahlte Stellen, von denen die bürgerlichen und zumal kapitalistischen Blätter wimmeln, einfach hinweggeht.

Aber auch ihre bürgerlich-liberalen Gegner pflegt die Reaktion in gleicher Weise zu beschimpfen. In Deutschland wie in Frankreich. Bismarck, der durch lithographierte Anklageformulare seine „Belebiger“ vom Geschehen von Welt-ruf bis zur armen Nahrung zu verfolgen pflegte, der Männer wie Theodor Mommsen und Georg B. Funken auf die Anklagebank brachte, Bismarck belegte die freibänderischen Journalisten und Abgeordneten mit dem Kolonnen „vom Ausland gelaufte Schurke“, verlagten sie ihn, so verdroh er sich hinter seine Ministerämter, worauf dann, wenn es doch zur Klage kam, der Militärtribunal das salomonische Urteil abgab, der Reichstagsrat habe mit der unter Anklage gestellten Redenführung das „Recht der freien Meinungsäußerung“ nicht übergriffen.

Die Post hat Bismarck glückselig abgequert, wie er sich räuspert und wie er pumpt. Im hohen Einvernehmen mit der „Konfessionären Korrespondenz“ beschuldigt sie den Dr. Barth und andere Gegner des Freis Mettenmaier, die amerikanischen Repräsentanten zu Repräsentanten emuntern zu haben!

Doch wozu sich aufregen? Es ist eine alte Praxis der Buchhändler, andere Leute hinter dem Buche zu jagen, hinter dem sie selbst gefessen.

England und Transvaal.

Vom Kriegesausbruch.

Bretoria ist in den Händen der Engländer.

Die Depesche des Feldmarschalls Roberts über die Besetzung von Bretoria ist Dienstag vormittag 11 Uhr 40 Minuten in Bretoria aufgegeben worden und lautet: Wir sind im Besitz von Bretoria. Der offizielle Eingang erfolgte um 2 Uhr nachmittags.

Damit ist so ziemlich das Ende des Krieges gekommen. Möglicherweise ist, daß noch in dem unheimlichen und gesundheitsgefährlichen Teil Transvaals in der Gegend von Ludenburg die Fortsetzung des Kampfes durch einige verzeirte Buren versucht wird, allein an dem Endresultat, der völligen Niederlage der Buren, ist nichts mehr zu ändern.

Wichtig ist die Einnahme von Bretoria nicht ohne heftige Kämpfe erfolgt.

Eine vom Montag abend 5 Uhr 30 Minuten datierte Depesche des Feldmarschalls Roberts vom Sir Miles Spruit befragt: Wir machen heute bei Kapesandbruch auf und marschierten etwa zehn Meilen bis zu diesem Spruit, dessen beide Ufer vom Feinde besetzt waren. Die britische Infanterie und vier Kompanien Jüdischer Buren trieben den Feind schnell vom südlichen Ufer und verfolgten ihn nahezu eine Meile weit, bis sie sich

heftigem Feuer der in Verstecken geschickt verborgenen Geschütze der Buren ausgesetzt haben. Unsere Infanterie eilte über die Bretoria umgebenden großen Hügel der Zantarters zu Hüfte und betrieb, unterstützt von der Brigade Sebastian von der Division Pole Carey, nach einigen Schüssen den Feind aus seinen Stellungen. Die Buren verweigerten jedoch unsere linke Flanke zu umgehen, was die britische Infanterie und die Jüdischen verhinderten. Da die Buren unseren Nachdruck auf dem linken Flügel fortgesetzt bedenkten, landete ich dem drei Meilen links von mir vorfindenden General Hamilton den Befehl, zu mir einzumärschieren und die Hüfte zwischen den beiden Kolonnen auszufüllen. Der Feind wurde jedoch in der Richtung auf Bretoria zu getrieben. Der Einbruch der Nacht verhinderte die Verfolgung. Die Brigade Brigade steht ganz in der Nähe des südlichen Flusses von Bretoria und kann 4 Meilen von der Stadt entfernt. French und Gutton stehen nördlich von Bretoria, die Brigade Broadwood zwischen den Kolonnen French und Hamilton. General Gordon schickt die rechte Flanke unserer Divisionen bei der Station Irene, welche vom Feinde besetzt ist. Ich hoffe, daß unsere Verluste gering sind. Die Goldminen von Johannesburg ist, wie Reuters Bureau in einer aus Bretoria vom Donnerstag, den 31. v. M., datierten Depesche meldet, am genannten Tage vormittag 11 Uhr formell und in geordneter Weise übergeben worden. Roberts war dabei von einer kleinen Truppenabteilung begleitet. Die Buren werden nicht von der liebreichlichen Hand Bälternen außerhalb der Stadt und auch in den Straßen nicht; nach Beendigung derselben wurde an den nächstfolgenden englischen General die Mitteilung gemacht, daß die Stadt nicht bereitigt werden würde.

Tagesgeschichte.

Halle a. S., 6. Juni 1900.

Der Reichstag hat am heutigen Mittwoch seine Beratungen wieder begonnen. Auf der Tagesordnung steht heute die zweite Beratung der Flottenvorlage. Es wird erörtert, die Vorlage samt Deckungsbeitrag in drei bis fünf Sitzungen durchzugehen und am Dienstag endlich zu beschließen. Das an der Annahme der Flottenvorlage leider nicht zu zweifeln ist und daß das deutsche Volk diese traurige Belastung außer den Konfessionären in erster Linie einem neuen Vertreter der Zentrumspartei zu verdanken hat, haben wir zu wiederholten Malen schon ausgeführt.

Der Senioren-Konvent ist zu heute mittag vom Präsidenten Ballestrin zu einer Sitzung eingeladen worden.

Dr. Vingsen, der 82-jährige Zentrum's-Abgeordnete, das älteste Mitglied des Reichstages, ist in Baden von einem Schlaganfall betroffen worden. Vingsen trat bei jeder Gelegenheit für Erweiterung der Sonntagsruhe zum Zwecke kirchlicher Andachtsübungen ein.

Als Schildhalter der Sozialdemokratie bezeichnet heute die Post den Prof. Delbrück wegen seines in geistiger Nummer von uns veröffentlichten Lobes, das er der Sozialdemokratie als unentbehrlicher Kulturpatron bei der Beratung der bez. Feitzge ausgeföhrt hat. Die Post schreibt:

aus. Daß dieser nicht die Schwägerin zuerst zum Tische aufgeschoben, bemerkt eine untergeordnete Mitteilung derselben. Die Frau Mettenmaier, die das allgemeine Urrecht an ihrem jüdischen Garten so tief fühlte, als wäre es ihr selber angethan, sagte, der Schwager habe lange gewußt, daß er sich nur einen Korb bei ihr geholt hätte. Aber Apollonius wurde nur immer mehr bemundert und geehrt, und die Post demzufolge nur immer noch lebener. So lebend, daß Freis Mettenmaier mit seiner Frau zu einer Stunde aufbrach, wo er sonst erst recht jüdisch zu werden anfangte. Dennoch lammette er feurige Rollen auf und dankbareren Bruders Gant. Er hat in diesen Namen das Mädchen dem Bruder zu erlauben, daß er sie heimbegleiten dürfe. Dann ging er aus dem Nebenstübchen wieder in den Saal zu seiner Frau und verließ mit dieser unter der ungeheuerlichen Veraweisung der bedeutenden Leute, die noch Durst nach Champagner hatten, das Haus.

Apollonius, der als er des aufgedunsenen Ritterlebens gegen seine Dame sich entledigt, die Tochter des Vaterhauses offen und alle seine Bewohner schon im Schlafe. Benignus zeigte sich nirgendes Nicht, und alles war still. Der Bruder hatte ihm das Kammerchen links an der Emporbau zur Wohnung angeteilt. Zu Apollonius' Gut hatten die sechs Jahre, daß Apollonius nicht mehr ein Bewohner. Er ging leise durch die Hinterthür, an dem fremdlich krummen Waldau vorbei, dem er voll Dankbarkeit für das Heichen seiner Selbständigkeit den rauhen Hals streichelte, lieg die Treppe herum, schritt die Emporbau entlang und fand ein Bett in seinem Einziehen. Aber er lag noch lange, ehe er sich entschiede, auf dem Stuhl am Fenster und berglich, was er gefunden, mit dem, was er verhalten.

Gedanken und Bilder des Vergleichs spielten noch in seine Träume hinein. Der Vater hand wieder vor ihm und fingelte ihm an, er müßte noch morgen nach Gäh, und trüben der Rede sprach die ruffige Gestalt aufzommen und tappte hilflos mit den stützernden Händen an der Erde herum und schämte sich über die Blindheit. Der Bruder lag dabei und trant Champagner. Die Schwägerin kam aus dem Hause, das liebliche, offene Gesicht voll Zurückheit und Aufrichtigkeit war noch auf dem Stamme, die von Apollonius hinterlegen wollte, bis an ihren Rand, als sie den Bruder erblickte und der ihm neue, fremde Zug von Veracht, gedankenloser, eitle Vergnügungslust, von glühender Bitterkeit gegen Apollonius leiter über sie wie

Die neuen merkwürdigen Worten über die Verantwortlichkeit der Besatzungsmänner für die Besatzungsmänner...

Warum? Der deutsche Generalstab in Kapstadt, Bloch, ist in den vorläufigen Ruhestand versetzt worden...

Der Polizeimeister Oberst in Kamerun, der gegenwärtig mit dem Heimatsurlaub in Berlin sich aufhält...

Graf Falkenhayn soll wenig Neigung gehabt haben, die lex Heinze wieder auf die Tagesordnung zu setzen...

Am Regierertage, der eine gefällige, wenn auch nicht sehr ansehensfähige Strafkraft ist, scheint das Berliner Landgericht zu leiden...

Ein häßliches Jütat gräßt die Leipz. Volksztg. aus. Es ist enthalten in einem von Napoleon I. verfaßten Dekret...

Der Dreisatz wird sich mit dem Schwerte verbinden und die Nation des Reichs mit dem Schwerte verbinden...

Ohne Anlehnung. Nach einer Verordnung des Königs von Sachsen müssen zwar evangelische Rabetten auf Befehl...

Stützen des Agrarierturnus. Auf der letzten Generalversammlung des landwirtschaftlichen Kreisvereins...

Diefer Einblick in die Verhältnisse eines amerikanischen Zeitungunternehmens ist noch zwei Wochentage hin interessant...

ein schmutziges Spinnweb. Er wollte arbeitend sich verhalten, aber der Bruder hat es ihm nicht lassen...

Der Bruder wollte seinen Besuch, wie er sagte, nicht mit der Teilnahme an fremden Geschäften bekümmern...

Parabel. Und es war ein Mann in der Wüste, der hatte keine Hosen an. Da es gerade zur Zeit der losen Hosen...

Deren, wie sie ausdrücklich hervorheben, zwar aus politischen und wirtschaftlichen Erwägen eine Verhinderung der Flotte für unumgänglich halten...

Ausland.

Frankreich. Bei den Gemeinderatswahlen hat die Sozialdemokratie, wie jetzt festgestellt ist, in 19 Munizipalitäten...

Italien. Bei den Wahlen am Freitagsmorgen wurden gewählt 271 Ministerielle, 89 Oppositionelle, 89 Republikaner...

Spanien. Russische Arbeiter und Holzarbeiter kamen es bei Madrid zum Handgemein, wobei 4 Personen verunndet wurden.

China. Die Tette der Borer steht nach dem neuesten Nachrichten nur noch wenige Meilen von Peking entfernt.

Parteinachrichten.

Herr Max Lorenz, der frühere Redakteur der Leipz. Volksztg., hat sich vor Jahren, als er sich in Verlegenheit befand...

Die beiden fremden Schieferdecker trafen sich für die Notwendigkeit einer umfassenderen Reparatur aus.

Apollonius trat beheligen einen Schritt näher. Ich wünschte, Sie läßen sich die Sache so genau als möglich an...

Apollonius entgegnete, er habe das bereits getan. Ich brauchte Sie nicht darauf aufmerksam zu machen...

Apollonius trat beheligen einen Schritt näher. Ich wünschte, Sie läßen sich die Sache so genau als möglich an...

gen zu schädigen. Die Worte sind aber nicht unter anhängigen Umständen. Und deshalb hielten wir es für gut...

Sonderhaftigkeiten.

Mauerer. Dienstag früh sind in Halberstadt die Mauerer auswärts geworden. Es vertrieben bis 400 St. Stundelohn.

Zimmerer. In Erfurt fand zu Pfingsten eine Konferenz der zünftigen Handwerker des deutschen Reichsverbandes...

Ausland.

Die Glasbläser in Moskau sind trotz aller von ihnen kapitalistischen Gegnern vertriebenen Berichte in erheblichem Maße...

Lokales und Provinziales.

Halle a. S., 6. Juni 1900.

Hilfsberei. Das hiesige Magistratsorgane enthält folgende Notiz:

Verpflichtung kontraktbrüchiger Arbeiter. Die Vollstreckung auf Halle a. S. macht wiederholt darauf aufmerksam...

Die Verpflichtung kontraktbrüchiger Dienstboten ist nach der Kraft bestehender Gesetze die Pflicht der Polizei.

Apollonius trat beheligen einen Schritt näher. Ich wünschte, Sie läßen sich die Sache so genau als möglich an...

Apollonius trat beheligen einen Schritt näher. Ich wünschte, Sie läßen sich die Sache so genau als möglich an...

Ein neuer Raubzug auf die Taschen der Konsumenten

hat mit dem 1. Juni begonnen. An diesem Tage ist nämlich das seit einer Reihe von Jahren ererbte Zuckerkartell, eine Vereinigung der deutschen Rohzucker- und Raffinerie-Industrie, in Kraft getreten. Das finanzielle Ergebnis dieses wirtschaftlichen Raubzuges wird auf 75 Millionen Mark pro Jahr veranschlagt. Wie die Bindung der Konsumenten vor sich geht, zeigen folgende, dem Wochenbericht der Firma Arnold Kähler in Magdeburg und Hamburg entnommene Daten:

Für den im Anlande raffinierten und konsumierten Rohzucker wird ein Normalpreis von 12,75 M. pro Zentner festgesetzt. Die Raffinadeure sind verpflichtet, die Differenz zwischen dem magdeburger Notierungen per Rendement 88 Prozent und dem Preise von 12,75 M. mit einem Zuschlage von 10 Prozent als Unterschied zwischen Rohzucker und Raffinade an die Kasse der Rohzuckerfabrikanten abzuführen. Beträgt also z. B. die magdeburger Durchschnittsnote 10 M. pro Zentner, so haben die Raffinerien pro Zentner Raffinade 2,75 M. + 27 1/2 % = 3,02 1/2 M. pro Zentner an das Rohzucker-Syndikat abzuführen. Je nachdem der magdeburger Durchschnittspreis über oder unter 10 M. sein wird, verleiht sich vergrößert sich die an das Rohzucker-Syndikat abzuführende Summe, so daß der Kartellnutzen bei höheren Preisen geringer, bei niedrigeren Preisen höher sein wird. Ergibt man die ungefähre deutsche Jahresproduktion der letzten Jahre und obigen Preis von 10 M. pro Zentner per Rendement 88 er ein, so ergibt sich folgendes Bild: Rohzuckerproduktion 38 Millionen Zentner, Inlandskonsum 15 Millionen Zentner, Einnahme des Rohzucker-Syndikats 15 Millionen x 3,02 1/2 M. = ca. 45 Millionen Mark Kartellnutzen, verteilt auf 38 Millionen Zentner Produktion. Die Rohzuckerfabriken erhalten, wenn sie ihr gesamtes Kontingentsquantum zum magdeburger Durchschnittspreis verkaufen, im vorliegenden Falle also 11,18 M. pro Zentner für 88 er Ware. Der Nutzen der Raffinerien soll darin bestehen, daß zu obigem Preis von 12,75 M. pro Zentner Rohzucker für Fabrikationszwecke, Frachten u. 4 M. und außerdem 50 Pf. pro Zentner Kartellnutzen der Raffinerien zugelasen werden. Bisher rechnete man allgemein nur mit einer Marge von 2,50 M. zwischen Rohzucker und weißer Ware und bezog bereits diese Marge als eine zufriedenstellende, so daß die Mehrbelastung des Konsums zum Zwecke der Erhöhung des Gewinnes der Raffinerien beträgt 2 M. pro Zentner x 15 Millionen Zentner Inlandskonsum = 30 Millionen Mark.

Nach diesem Exempel hätten die deutschen Konsumenten eine neue indirekte Steuer auf Zucker von jährlich 75 Millionen Mark aufzubringen. Nimmt man nun für diese Berechnung den heutigen Preis für Oktober/Dezember von 9,60 M. als Basis an und rechnet den Inlandskonsum, was auch richtig ist, mit 16 Millionen Zentner, so erhöht sich diese Summe um weitere 12 Millionen Mark, wie aus dem nachfolgenden Exempel ersichtlich:

Preis für Rohzucker 88 er Rendement 9,60 M., Aufschlag auf 12,75 M. = 3,15 M. + 10 Prozent Aufschlag pro Zentner Raffinade 3 1/4 Pfennig, zusammen 3,46 1/4 M. x 16 Millionen Zentner Konsum = und 55 000 000 M. Hierzu kommen 2 M. pro Zentner Raffinerie-Kartellnutzen auf 16 Millionen Zentner Konsum 32 000 000 M.

Zusammen 87 000 000 M.

Außerdem haben sich die Raffinerien vorbehalten, den nach obigen Beispiel herauskommenden Minimalpreis innerhalb bestimmter Grenzen noch etwas zu erhöhen zu dem Zwecke, daß denjenigen weißen Zuckern eine kleine Prämie zu gewähren, die für den Export sind, so daß also nicht allein der im Inlande verkaufte Zucker, sondern auch die Export-Raffinade einen Kartellgewinn ergibt, natürlich gleichfalls auf Kosten der inländischen Konsumenten.

Das sind die Folgen der „Schutzzölle“.

„Wer andere an freiwilliger Arbeit hindert“ u. s. w.

Bei Bekämpfung der Bestrebungen der Arbeiterschaft um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen spielt bekanntlich der angelegte Terrorismus der Arbeiter nicht nur beim Unternehmertum, sondern auch in manchen Beamten- und auch in Regierungskreisen eine ziemlich bedeutende Rolle. Der Hann. Volkszweig stellt nun der dortigen Polizei, die auch stark in „Judithaus-Material“ für die berühmte Denkschrift zum Buchhausgeze gemacht hat, folgendes Attest für zur Verfügung, damit sie erkennen könne, wo der Terrorismus zu Hause ist.

Baugewerkenaam zu Hannover. Hannover, den 25. Mai 1900.

Die verehrlichen Mitglieder des Baugewerkenaams Nachstehendes Schreiben teilen wir den Herren Innungsmitgliedern zur Kenntnisnahme und mit dem Ersuchen

mit dem Beschlusse der Delegiertenversammlung des Innungsverbandes deutscher Baugewerksmeister in Leipzig am 14. September 1897 entsprechend, die Maurergesellen, welche aus Frankfurt a. D. zuziehen, nicht in Arbeit zu nehmen. Der angeführte Beschluß lautet: „... den Mitgliedern des Innungsverbandes zu empfehlen, daß diese die Verpflichtung ergehen, keinen Gesellen aus Orten, in denen eine Arbeitseinstellung eingetreten ist, zu beschäftigen.“

J. A.
Sekretariat des Baugewerkenaams
zu Hannover
(Unterdrückt unleserlich.)

Dieser Aufforderung des Baugewerkenaams an die Innungsmitglieder folgt dann ein Schriftstück folgenden Inhalts:

Frankfurt a. D., den 21. Mai 1900.

Sehr geehrter Herr Kollege!
Heute legen sämtliche hier beschäftigten Maurergesellen die Arbeit nieder, trotzdem ihnen vom Verband mehrere Zugeständnisse gemacht und ein Maximallohn von 45 Pf. pro Stunde bewilligt worden ist.

Indem wir Ihnen dies hierdurch mitteilen, bitten wir ergehen, etwa von hier zuziehende Maurergesellen nicht anstellen bzw. bereits angelegte wieder entlassen zu wollen.

Mit folgendem Gruß
des Arbeitgeber-Verbandes für das Baugewerbe
zu Frankfurt a. D.

Folgt die Liste von 240 Maurern.

Also in vollständig amtlicher Form, als ob es sich mit zu den Aufgaben und mit allen möglichen Privilegien ausgestatteten Innung gehörte, betreibt der Innungsverband im Baugewerbe die Verursachung, die man Arbeitern als ein Verbrechen anrechnet und ihnen unter Umständen monatelanges Gefängnis einbringen kann. Und was wird den Herren vom Baugewerkenaam passieren? Wir glauben — nichts. Dafür werden sie bei nächster Gelegenheit wieder über den Terrorismus der Arbeiter rathlosieren. Und da soll das Volk noch an ein gleiches Recht glauben!

Soziales.

— **Von der Fahrrad-Industrie.** Die Einfuhr von Waren der Fahrradbranche bezifferte sich im Jahre 1899 auf 5130 Doppelzentner, darunter befanden sich 21 206 Stück Fahrräder und 2141 Doppelzentner Fahrradteile. Außerdem wurden 927 Doppelzentner Fahrradteile als mit anderen Waren eingeführt nachgewiesen. Im Vorjahre (1898) belief sich dagegen die Einfuhr auf 8019 Doppelzentner und im Jahre 1897 auf 5455 Doppelzentner; sie hat also 1899 erheblich nachgelassen. Den größten Anteil an der Einfuhr haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 1898 Doppelzentnern für 1899. Die Einfuhr des Wertes war viel bedeutender als die Einfuhr und bezifferte sich für 1899 auf 15 191 Doppelzentner, gegen 16 024 Doppelzentner im Jahre 1898 und 6603 Doppelzentner im Jahre 1897. Als Hauptausfuhrland kommt mit 3599 Doppelzentnern für 1899 in Betracht. Die Menge derjenigen Fahrradteile, welche mit andern verwandten Warenmengen ausgeführt worden sind, ist nicht statistisch festzustellen.

— **Die Arbeitslosigkeit in Vitoria.** Die von der Kolonialregierung in Vitoria eingesetzte Kommission zur Untersuchung der Arbeitslosenfrage hat kürzlich ihren Bericht erlassen. Dieser hebt die große Zahl beschäftigungsloser gelehrter Arbeiter in der Hauptstadt hervor, ein Zeichen der steigenden Konzentration. 20 Proz. der Arbeitslosen bestehen nach dem Bericht aus alten und noch eher minder arbeitsfähigen Personen; es wird ihre Unterbringung auf Kolonialanstaltungen und Misshandlungen empfohlen, wo keine großen physischen Anforderungen von ihnen gefordert zu werden brauchen. Im allgemeinen empfiehlt der Bericht die Schaffung eines Labour Department, eines Zentral-Nachweiskbüreaus mit Filialen auf dem Lande und die unentgeltliche Beförderung von beschäftigungslosen Arbeitern. Weiter sollen Arbeitsfarmen errichtet werden, und zwar sollen die kräftigen Arbeiter zur Urbarmachung von Waldband verwendet werden unter dem Regime von teilweise gezahlten Löhnen, wobei den Arbeitern die Aufsicht und Möglichkeit geboten werden soll, mit kleinen Zahlungen Land zu erwerben.

— **Billige Strafen.** Ein Thonröhrenfabrikant aus Gymnich hatte sich vor der 8. Strafkammer zu verantworten, weil er, entgegen den gesetzlichen Bestimmungen, jugendliche Arbeiter über zehn Stunden am Tage beschäftigt, und es weiter auch noch unterlassen hatte, an eine Maschine die vorgeschriebene Schutzvorrichtung anzubringen. Von der Maschine war infolge mangelnder dieser Schutzvorrichtung ein Junge erfasst und so erheblich am Bein verletzt, daß er ein halbes Jahr im Hospital zubringen mußte. Das Gericht erkannte auf eine Geldstrafe von 300 M. — Wegen Vergehens gegen die Gewerbeordnung stand die Inhaberin eines Damen-Schneidergeschäfts, Clara Marie, geb. Schnell, geb. Ritter, vor dem Schöffengericht in Dresden. Die Angeklagte beschäftigt ca. 30 bis 40 junge Mädchen unter und über 16 Jahre. Der Angeklagten wird zur Last gelegt, besonders im Monat Februar ihre Arbeiterinnen über die festgesetzte Zeit, zeitweilig sogar

Lag und Nacht, beschäftigt zu haben. Die Angeklagte entschuldigt sich damit, die Arbeiter hätten unter allen Umständen fertig gestellt werden müssen, da dieselben für den damals stattfindenden — Wohltätigkeitsbazar bestimmt waren. Das Gericht verurteilte die Angeklagte zu 100 M. Geldstrafe und Ertragung der Kosten. Leider war aus der Verhandlung nicht zu ersehen, was die armen Mädchen bei dieser Schufterei verdient haben, aber charakteristisch ist es für das Wesen der privaten Wohltätigkeit überhaupt, wenn man sich einerseits mit den bei solchen Anlässen aufgebrachteten Summen brüht, und andererseits, um diese Summen aufzubringen, erst wieder eine Anzahl anderer direkt und indirekt ausgebeutet werden müssen.

— **Kinderleid.** In Floridsdorf, einem reich bevölkerten Industrieort bei Wien, wurde vom Lehrerverein des Orts eine Statistik zusammengestellt, welche ein großes Streiflicht auf die soziale Lage der arbeitenden Klassen und die traurige, freudlose Jugend der Arbeiterkinder wirft. In den Wintermonaten 1899—1900 besaßen 5713 Kinder die Volks- und Bürgerschulen Floridsdorfs. Davon wurden 2805 Kinder fast jeden Tag zur Arbeit verwendet; nicht etwa nur zum harmlosen Gelehrdrehen oder Ähnlichem, damit die Mutter früher fertig wird, sondern zur wirklichen Gewerbearbeit.

Wie werden diese Kinder, die von keiner Arbeit, weder der demokratisierenden, noch der schmerzlichen körperlichen verschont werden, genährt? Und darauf antwortet die Statistik:

Zahl der Kinder, welche	Knaben	Mädchen
ohne Frühstück zur Schule gehen . . .	mandmal 101	24
ohne Mittagessen	oft 39	16
welche auch in der Schule keine Speisemärken erhalten können	oft 51	24
ohne Abendessen bleiben	mandmal 147	34
den Wintermonatsverhältnissen nicht entsprechend ernährt und in keinem Bette schlafen	oft 29	11
	413	74
	116	23

Diese Zahlen sprechen wohl Bände über das Kinderleid, das in nächster Nähe Wiens herrscht! Würden die christlichen Behörden Wiens nicht verhindern, daß in Wien selbst eine Statistik über die Kinderarbeit aufgenommen wird, dann würde vielleicht noch mehr entsetzliches Kinderleid statistisch festgelegt werden. Aber Dr. Ueuger, der allerchristliche Bürgermeister, will keine Statistik über die Kinderarbeit; da der Zentral-Lehrerverein das thun wollte, was die Kommune nicht thut, hat er aus eigenen Mitteln an die Schulleitungen die nötigen Druckfachen abgegeben, die zur Statistik notwendig sind. Was thut aber der Wiener Schulkollegium, dessen Vorsitzender Dr. Ueuger ist? Die Schulleitungen wurde mittels Erlasses verboten, über die Verwendung schulpflichtiger Kinder in gewerblichen Betrieben Auskunft zu erteilen! So rettet die christlich-soziale Partei das Kinderleiden in Wien: durch die Ausbeutung schulpflichtiger Kinder.

— **Festtagsspiele im Groß- und Kleinhandel.** Nach der amtlichen Statistik wurde für den Doppelzentner Fleisch in Berlin gezahlt:

	Großhandel	Kleinhandel
1897	105,3 M.	132 M.
1898	111,3	139
1899	94,8	134
Januar 1900	91,0	131
Febr. 1900	90,5	131
März 1900	88,4	130
April 1900	86,7	130

Während die Großhandelspreise von 111,3 M. auf 86,7 M., d. h. um 22 Proz. gefallen sind, haben die Detailpreise in kaum merklicher Weise nachgegeben, sie sanken nur von 139 auf 130, d. h. um 6,5 Proz. Charakteristisch ist in sehr vielen Detailgeschäften, namentlich in solchen, welche eine besser situierte Kundenschaft besitzen, selbst die geringe Preisabnahme nicht eingetreten, und die Konsumenten zahlen heute in einer Periode nachgewiesener Ueberproduktion an Schweinen den gleichen Preis wie früher bei höheren Anpreisungen.

— **Regierung und Tarifgemeinschaft der Buchdrucker.** Das heilige Ministerium des Innern hat an alle ihm unterstellten Behörden die Verfügung erlassen, daß alle an private Firmen übergebenen Druckarbeiten nur solchen Geschäften zu übertragen sind, welche den deutschen Buchdruckeramt schriftlich anerkannt haben.

Zweite Generalversammlung des Zentralverbandes der Handlungsgehilfen und -Gehilfinnen Deutschlands.

Dresden, 4. Juni 1900.

Die Generalversammlung findet im Saale des Gewerkschaftshauses statt. Anwesend sind 9 Delegierte, die 10 Mitgliebschaften vertreten, außerdem vom Vorstand Segnitz und Kohn und der Redakteur des Handlungsgehilfen-Blattes Kästner. Von Prag ist Lucia erschienen. Die Mitgliebschaft Wünschen ist nicht vertreten.

Die Generalversammlung wird von Pöhrig-Dresden eröffnet, der die Delegierten herzlich begrüßt und der Hoffnung Ausdruck giebt, daß die Generalversammlung, die zum ersten

Blusen und Blusenhemden, Neuheiten der Saison

in überraschend grosser Auswahl zu allerbilligsten, festen Preisen.

Brunner & Benjamin

Gr. Ulrichstr. 23.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1900

Donnerstag, 7. Juni

Nr. 23

Nur Zeit.

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind, mein Weib!
Wir haben auch Arbeit und gar zu weit,
und haben die Sonne und Regen und Wind,
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um frei zu sein, wie die Vögel sind;
nur Zeit.

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn mein Kind,
und über den Aehren weit und breit
das blaue Schwalbenvolk bliken sehr,
o dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid
um so schön zu sein wie die Vögel sind:
nur Zeit.

Nur Zeit! wir wittern Gewitterwind, wir Volk,
Nur eine kleine Ewigkeit;
uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
als all' das, was durch uns gedeiht,
um so froh zu sein wie die Vögel sind!

Nur Zeit!

Richard Dohmel.

Der Deserteur.

2) Eine Erzählung aus der Fremden-Legion
von Ernst Däumig.

[Nachdruck verboten.]

(Fortsetzung.)

Stunde auf Stunde verfloß, die Sonne stand schon tief am Himmel, und von der Küste her begann ein ziemlich starker Wind in kurzen, heftigen Stößen zu wehen. Unsere Belagerer befanden sich immer noch in ihren alten Stellungen, allein es war merkwürdig still bei ihnen geworden. Der Mut zu weiteren Angriffen schien ihnen vergangen zu sein.

Auf einmal drang ein immer stärker werdendes Rüstern an unser Ohr — dichter, schwarzer Rauch drang erstickend durch Lusen und Fenster — hüllte in kurzer Zeit alles in eine beizende Wolke ein. Die Mexikaner hatten, während wir unsere Verwundeten besorgten, unbemerkt die Hart an der Farm liegenden Stroh- und Heisighaufen angezündet.

Ihr Plan war jedenfalls, uns zu einem Ausfall zu bewegen, um uns dann mit ihrer Uebermacht zu erdrücken. Das bewies der Umstand, daß der um die Farm gezogene Kreis aufgelöste, und daß die wieder zu Pferde gestiegenen Mexikaner sich in einer kompakten Masse auf der den brennenden Haufen entgegengesetzten Seite sammelten.

In den niedrigen Zimmern der Farm war es nicht mehr zum Aushalten, daher scharten sich die halberstickten Legionäre im Hofe zusammen. Kein Mensch sprach ein Wort, nur das Stöhnen und Seufzen der Verwundeten drang durch den Qualm. Unser Schicksal erschien uns nicht zweifelhaft: entweder mußten wir hier in der Farm verschmachten und ersticken, oder wir mußten uns durch die auf das äußerste erbitterten Gegner abschlagen lassen!

Eine Zeitlang drängten sich die Leute in wortloser Unentschlossenheit an einander, dann begann der Leutnant sie zum Tode und damit Erlösung bringenden Ausfall zu ordnen. Das graufige Bild habe ich noch heute vor Augen: Die Leute

mit verzerrten Gesichtern, mit glühenden, blutunterlaufenen Augen umklammern krampfhaft mit ihren geschwärtzen Fäusten die Flinten, — um sie wogt und wallt ein schwarzes Nebelmeer, auf das eine rote Blut fällt, wenn draußen ein Windstoß die Flammen mit lautem Gepirraffel in die Höhe treibt.

Schon schickten wir uns an, aus der Farm hervorzubrechen, als ein entfernter schmetternder Ton unser Ohr traf. — Alle horchten gespannt auf. Noch einmal wiederholte sich der Schall — es war ein Kavallerie-Signal!

Im Fluge stürzte unser Leutnant in ein Haus — die morsche Holzterrasse hinauf — auf ein Dach. Bald darauf schallt durch Qualm und Rauch seine Stimme zu uns herab:

„Nous sommes sauvés! Wir sind gerettet! Die Guerilla-Schwadron bringt uns Hilfe!“

Bald darauf braust das dumpf-donnernde Geräusch einer herangaloppierenden Reiterschare immer näher heran, während auf der anderen Seite ein vielstimmiges Wutgeheul der Mexikaner ausbricht. — Jetzt sind unsere Befreier in der Nähe der Farm:

„Allons, mes garçons! Sabrez moi ça!“ läßt sich eine helle, schneidige Kommandostimme vernehmen, und ein vielstimmiges „Hurra!“ giebt ihr Antwort.

Mit neuem Lebensmuth stürzen wir aus der Farm.

Die beiden Reitertrupps prallen auf einander und vermischen sich zu blutigem Handgemenge. Unsere Reiter sind ebenfalls Fremden-Legionäre, zum größten Theile Deutsche. Ihre Klingen jagen rechts und links auf die mexikanischen Reiter herab.

Meine Kameraden und ich mit ihnen sind dem Feinde in die Flanke gedrungen. Um mich herum wogt ein wildes Getümmel, stampfen aufgeregte Pferde, ertönen spanische und französische Flüche; — eine Sekunde lang giebt es etwas Luft in meiner Nähe, — ich will meine letzte Patrone einsetzen, da fliegt mir ein schmaler schwarzer Gegenstand über Kopf und Schultern, — eine zähe Schlinge zwängt mir die Arme an den Leib, — ein furchtbarer Ruck wirft mich zu Boden, das Gesicht nach unten. Ein Mexikaner hat mich mit seinem Rasso gefangen!

Ich mache die verzweifeltsten Anstrengungen, wieder auf die Beine zu kommen. Vergeblich! Die starke, aus vielen fein verflochtenen Riemen bestehende Schnur reißt mich immer wieder um.

Das Schnauben und Stampfen eines Pferdes ertönt in meiner Nähe — jeden Augenblick erwarte ich den tödlichen Stieß, — da durchschneidet pfeifend eine blank Klinge den Rasso — auf dem Arme, der sie führt, erkenne ich noch deutlich eine verblühene Sergeantentresse — dann wird mir plötzlich ganz schwarz vor den Augen und ich verliere die Besinnung! —

Als ich wieder zu mir kam, war der Kampfeslärm verstummt. Ich fühlte mich so schwach, daß ich kaum die Augen öffnen konnte. In meiner Kehle brannte es wie glühendes Feuer. Ich hörte Schritte in meiner Nähe und mühsam und heiser rief ich: — in meiner Betäubung auf deutsch — „Wasser! Wasser!“

Da kniete jemand neben mir nieder, hob meinen Kopf etwas in die Höhe und hielt eine Feldflasche an meine Lippen. Mit gierigen Zügen trank ich die laue und doch so erquickende Flüssigkeit. — Auf dem dunklen Hockärmel meines barmherzigen Samariters erblickte ich trotz der stark hereingebrochenen Dunkelheit dieselbe verblühene Sergeantentresse, die mir vorher über der befreienden Klinge in die Augen gefallen war.

Ich setzte die Feldflasche nicht eher ab, als bis der letzte Tropfen durch meine ausgeörrte Kehle geflossen war; dann gab ich sie tief aufatmend meinem Reiter zurück.

„Nun, Kamerad, geht es jetzt besser?“ fragte mich dieser in reinem guten Deutsch. —

Ueberrascht schaute ich auf. Obwohl es ja nichts Ungewöhnliches war, deutsche Laute in der Legion zu hören, waren doch deutsche Unteroffiziere selten, besonders aber bei der Guerilla

Schwadron. Vor allem fiel mir aber der Wohlklang der Stimme auf. —

„Es war höchste Zeit, daß wir Euch zu Hilfe kamen;“ fuhr er fort. — Was mögt Ihr armen Kerls ausgestanden haben! Die Kompagnie ist ja fast vollständig aufgerieben!“ —

Ich fühlte in meinen Gliedern eine furchtbare Mattigkeit, und der Streifschuß an der Schulter brannte entsetzlich. Fürsorglich half mir mein Kamerad auf und führte mich von dem mit Menschen- und Pferdeleichen bedeckten Schlachtfeld nach der Farm, wo die Pferde der Guerrillas gefesselt und die Köpfe in die Fressbeutet versenkt unter der Obhut einiger Reiter standen.

Die übrigen Reiter waren außerhalb der Farm beschäftigt, in der Nähe der zu glimmenden Aschenhaufen herabgebrannten Strohh- und Heisighäusen eine flache Grube in den trockenen Boden zu graben. Sie sollte meinen gefallenen Kampsgenossen zur letzten Ruhestätte dienen.

Es waren einige fünfzig Mann, die dort starr und blutig zum ewigen Schlafe gebettet wurden, denn auch von den Verwundeten waren viele aus Mangel an Wasser und rechtzeitiger Pflege ihren Qualen erlegen.

Nach diesem traurigen Geschäft, dem ich in dumpfer, abgepannter Gleichgültigkeit und mit bleischwerem Kopfe zugehört hatte, trat die Schwadron noch in der Nacht den Rückmarsch zum Lager an. Mein Retter, der deutsche Sergeant, hatte mich auf einem herrenlosen Pferde festgebunden und ritt dicht an meiner Seite. Ohne seine liebevolle Fürsorge wäre ich wohl nicht in das Lager gekommen, in welchem wir endlich nach einem qualvollen Ritte bei Morgengrauen einrückten. Von fünfundneunzig Mann, die gestern zur Rekonvaleszenz ausgezogen waren, kehrten kaum zwanzig zurück! —

Mich warf ein heftiges Fieber darnieder. Der Arzt befahl meine Ueberführung in das Lazarett von Vera-Cruz. Mein Kamerad von den Guerrillas verbrachte jede freie Minute bei mir und sorgte auch dafür, daß ich für die beschwerliche Reise nach Vera-Cruz gut untergebracht wurde, soweit man eben als Schwerverkranker im Sattel eines Maultieres bequem untergebracht werden kann.

In Vera-Cruz war das Lazarett voll Typhus-Kranke. Auch mich packte die tüdische Krankheit. Doch mein kräftiger Körper leistete erfolgreichen Widerstand. Allein für den weiteren Verlauf des mexikanischen Feldzuges war ich nicht mehr zu gebrauchen. Der Arzt verordnete mir einen zweimonatlichen Erholungs-Aufenthalt auf der Insel St. Marguerite bei Cannes und darnach Rückkehr in die Garnison der Algérie.“ —

Onkel Karl machte eine Pause. Seine Zuhörer waren durch die Erzählung sichtlich ergriffen. Toni unterbrach als die erste die eingetretene Stille. Sie ergriff die Hand des Onkels und sagte:

„Armer Onkel! — So ein Krieg ist doch etwas Gräßliches! Aber sag, was hat denn der „gedämpfte Trommellang“ mit alledem zu thun?“

„Warte nur, kleine Ungebuld!“ entgegnete der Onkel, „der gedämpfte Trommellang wird auch an die Reihe kommen. Diese mexikanische Geschichte ist das Vorpiel zu der traurigsten Episode meines Lebens. Das Drama, an dem ich leidend und handelnd mitwirken sollte, das von einschneidender Bedeutung für meine ganze Lebensauffassung geworden ist, spielt in drei Erdteilen; — Ihr seht wie klein die Erde heute ist! — Ich erzähle Euch keinen Kretzschschenschen Roman. Das Leben ist oft romantischer als die glühendste Dichterphantasie!“

„Wenn meine Schilderung manchmal zu breit wird, so dürft Ihr es mir nicht übelnehmen. Fängt so ein alter Knabe wie ich einmal an, in der verstaubten Kumpellammer seiner Erinnerungen herumzukramen, so kommen wieder viele Dinge zum Vorschein, die Zeit und Vergessen schon längst mit dichtem grauen Gewebe umspinnen hatten.“ —

„Doch ich will in meiner Erzählung fortfahren: Nach sechs-wöchentlichem Krankenlager im Hospital zu Vera-Cruz bestiegen ich und einige andere Neokonvaleszenten ein Schiff, das uns nach Frankreich bringen sollte. Die Ueberfahrt ging glücklich von statten und in Marseille betraten wir wieder europäischen Boden. Von hier aus traten wir die Reise nach der Insel St. Marguerite an; ich war der einzige Unteroffizier unter den abgekehrten und verstümmelten Soldatengestalten, denen die grande nation großartig ein paar Wochen Erholung gönnte, weil sie bei der Mitarbeit an erhabenen Zivilisationswerke Siedtum und zerhobene Knochen davongetragen hatten. —

Was war das aber für eine herrliche Fahrt von Marseille nach Cannes! Meine Augen waren noch an die gelben, üben

und ausgebrannten Steppen, an die schmutzigen Städte Maritas gewöhnt, hier zeigte sich mir die herrliche, fruchtbare Natur Südeuropas in ihrer ganzen satten Farbenpracht: die neun Stunden lange Fahrt ging wie durch einen einzigen großen Garten; überall das dicke Grün der Reben, von dem sich das dunkle Blau der mächtigen Trauben abhob, überall rauschende Baumwipfel voll lagender Früchte, von der blauen saftigen Feige bis zur goldigen Zitrone oder Orange. Und dann dieses wunderbare Gesamt-Panorama: Ost ging die Fahrt große Strecken entlang hart am Ufer des Meeres, dessen Wellen sich mit leisem, regelmäßigen Rauschen am Gestade brachen und die bunten Steine mit weiß-schäumigem Schaume bedeckten. Mildes Sonnenlicht glänzte über der sanft bewegten Wasserfläche, auf welcher die weißen Segel zahlreicher Fischerboote herumhuschten. — Auf der anderen Seite kletterten die Wein- und Obstgärten allmählich an den hart an die Küste heran-tretenden Bergen hinauf, um sich in dunklen Wäldern zu verlieren, die hier und da von steilen, saftig-grünen Matten unterbrochen wurden. Ueber alledem aber erhob sich die felsige, starre Majestät der Alpenriesen mit ihren glänzenden Gletscher- und Schnee-Kronen. —

Ehe wir es uns versahen, waren wir in Cannes, von wo aus die Fahrt mit einem Segelboote nach St. Marguerite fortgesetzt werden mußte. Cannes war schon damals ein großer internationaler Badeort, wenn auch nicht in dem Maße wie heute. Auf der großen, prächtig angelegten Strandpromenade spazierten eine Menge feiner, sauberhaft gekleideter Herren und Damen, zwischen denen unsere Schar in den geflickten, abgeschabten Uniformen sonderbar genug ausgefallen haben mag. Hatte ich mich aber vorher durch den Anblick der schönen Natur erfreut und gehoben gefühlt, so überkam mich jetzt eine furchtbare Erbitterung, als ich sah, mit welchen Blicken unsere abgekehrten und zum Teil verstümmelten Gestalten von dieser vornehmen Welt — oder auch Halbwelt — betrachtet wurden. In keinem Auge war auch nur eine Spur von Mitleid zu entdecken, wohl aber Verachtung, Gleichgültigkeit, ja sogar ängstliche Scheu, als ob wir eine Herde Raubtiere seien; hier und da machte wohl auch einer der jungen geschneiderten Rassen einen geistreich sein sollenden Witz über unsere Erscheinung. — Doch ich durfte mich nicht über diese Veringerschätzung wundern. Gehörten wir doch der berühmten légion étrangère an, die man wohl als Kanonenfutter benutzen konnte, auf keinen Fall aber, nach Meinung der meisten Franzosen, mit der übrigen gestitteten Welt in Berührung bringen dürfe; der Söldner mußte es noch als eine besondere Gnade ansehen, wenn ihm für seine Dienste eine wertlose Medaille am bunten Bande an den Rock gehängt wurde! — Dabei war gewiß mancher unter den mit kaltem Stolge auf uns herab Schauenden, dem der Feldzug, in welchem wir Leben und Gesundheit zu Markte getragen hatten, auf die eine oder die andere Art die Börse gefüllt hatte.

Zähneknirschend mußte ich meine bleichen, abgerissenen Leute durch die Scharen jener herzlosen reichen Gasser führen. Um eine Erfahrung war ich reicher: Wenn der Soldat zum Werkzeug in der Hand eines herrschsüchtigen Despoten oder einer hochmütigen, überjattten Raste herabsinkt, verliert er die Achtung aller Menschen und damit auch die Achtung vor sich selbst. —

Wir hatten die Strandpromenade mit ihren herrlichen Anpflanzungen in ihrer ganzen Ausdehnung durchschritten, unser Weg führte uns noch an einigen vornehmen Villen vorüber, deren schlanke Formen aus prachtvollen Gärten und Baumgruppen hervorleuchteten, dann bogen wir rechts ab und schritten an einigen halbverfallenen Gebäuden vorbei nach einer Art kahlen Landzunge, wo das Segelboot für St. Marguerite anlegen sollte. Von hier aus konnten wir deutlich den Ort unserer Bestimmung in Augenschein nehmen, denn die Entfernung zwischen Küste und Insel ist nicht groß: die Ueberfahrt mit dem Boote nimmt ungefähr zwanzig Minuten in Anspruch.

Stelle zerrissene Felsen erheben sich aus dem Meere. Die weiß-schäumende Brandung umwogt vorgelagerte, schwarze niedrige Klippen, prallt in ohnmächtiger Wut gegen das zerklüftete ausgewaschene Gestein der Insel. Auf dem Gipfel der Felsen, gleichsam eine natürliche Fortsetzung derselben bildend, erheben sich die grauen massiven Mauern eines Forts. Nur wenige Läden und Fensteröffnungen unterbrechen die kahlen Steinflächen, welche von einigen Türmen überragt werden. Einige Wälle und Bastionen vervollständigen die nach Vauban'schem Systeme unter Ludwig XIV. angelegten Befestigungswerke. Nach dem Strande zu fallen die Felsen des Forts ziemlich



groß ab, während das Innere der Insel sich sanft abdacht und mit einem herrlichen, aus Laub- und Nadelholz bestehenden Walde bedeckt ist. Auf dem schmalen sandigen Strandstreifen erheben sich einige Fischerhütten mit der üblichen Umgebung von ausgespannten Netzen, aus Land gezogenen Booten und dergleichen.

Das inzwischen angekommene Boot unterbrach unsere Beobachtungen und trug uns unserem Ziele zu. Mühsam kletterten wir die terrassenförmig angelegten Treppen zum Fort empor, überschritten die Zugbrücke und gelangten durch den düsternen, von einem verwitterten Thorturm überragten Eingang in das Innere des Forts. Daselbst war geräumiger, als ich es mir vorgestellt hatte; verschiedene aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende Gebäude schlossen einen freien Platz ein, dessen eine Seite von einer Allee schattiger Bäume begrenzt wurde, hinter welchen die von Napoleon III. errichteten einfachen Ziegel-Paraden lagen, welche den Rekonvaleszenten zur Wohnung dienten, während die Fortbesatzung, eine Kompanie eines Linienregimentes, in den Kasernen untergebracht war.

Meine Leute richteten sich in der ihnen zugewiesenen Baracke häuslich ein, mich dagegen führte der Fourier der „bussins“ — so haben nämlich die afrikanischen Troupiers die französischen Linien-Infanteristen getauft — nach dem ältesten Teile des Forts, wo in dem alten runden Turme Zimmer für die erholungsbedürftigen Unteroffiziere eingerichtet waren. Zu meiner nicht allzu großen Freude erfuhr ich, daß ich zur Zeit der einzige Gast der alten Spelunde sein werde; mir stand also ein ziemlich langweiliges Leben bevor, denn an einen Verkehr mit den Unteroffizieren der „bussins“ war nicht zu denken, dafür war die gegenseitige Abneigung zwischen Fremdenlegion und Linie zu groß.

Ehe sich der Fourier von mir verabschiedete, teilte er mir noch mit, daß sich unter mir das unterirdische Verließ befinde, in welchem jahrelang die „Eiserne Maske“ geschmachtet habe, über deren Person und Schicksal sich ja heute noch die Gelehrten die Köpfe zerbrechen.

(Fortf. folgt.)

Die Kunst Richard Wagners.

Nach Artikeln der Sächs. Arb.-Ztg.

In dem stillen Städtchen Bayreuth schrieb im Jahre 1813 der große deutsche Dichter Jean Paul die Worte: „Bisher warf der Sonnengott die Dichtergabe mit der Rechten, die Tongabe mit der Linken zwei so weit auseinander stehenden Menschen zu, daß wir bis auf diese Stunde des Mannes harren, der eine echte Oper zugleich dichtete und setzte.“ In demselben Jahre wurde Richard Wagner geboren, der 60 Jahre später in jenem selben Bayreuth das Ideal der musikalisch-dramatischen Kunst der Welt offenbarte. Langsam nur und allmählich ist Wagner der Reformator der Oper geworden; noch in seinen ersten Schaffensjahren als Kapellmeister in Magdeburg sehen wir ihn in seinen „Feen“ in den alten ausgetretenen Bahnen des überkommenen Opernstils wandeln. Erst in den 40er Jahren, nach seiner Berufung zum Kapellmeister in Dresden, als Reformpläne in jedermanns Kopfe spukten, wird auch Wagner unter dem Eindrucke der ihn umgebenden Verhältnisse zum Revolutionär; er wurde der Revolutionär „aus Gelegenheitsurache“. Die Theaterverhältnisse in Dresden empörten ihn im Tiefinnersten; sein Ideal war das Theater, „das keine andere Aufgabe haben sollte, als auf die Veredelung des Geschmacks und der Sitte zu wirken“. Statt dessen mußte er mit ansehen, wie das Theater zu einem rein geschäftlichen Unternehmen, zu oberflächlichem Amüsement und Zeitvertreib herab sank für das Publikum, wenn dieses gerade keine Lust hatte, Karten oder Billard zu spielen. Als nun sein sorgfältiger ausgearbeiteter Plan „zur Reform des Theaters“ (Wagners Ges. Werke Band II) ihm von der Leitung mit spöttischen Randbemerkungen zurückgereicht wurde, sah er ein, daß er keine Aussicht habe, unter dem herrschenden Regime seine Pläne verwirklichen zu sehen, und darum schloß er sich der politischen Bewegung, von der er auch für seine Pläne etwas erhoffte, an. Er wurde der Typus eines Bourgeois-Revolutionärs, den nicht das große Ganze, sondern nur seine persönlichen Interessen zur Empörung veranlaßten.

Als mit preussischer Hilfe die Dresdener Erhebung niedergeschlagen wurde, ergriff Wagner mit seinen Freunden Semper und Winkel am 12. Mai 1849 die Flucht. Seine Teilnahme an dem Aufstande ist keine allzu lebhaft gewesen: er hat nicht auf den Barricaden gestanden; wie aus den Erzählungen seiner Frau hervorgeht, hatte er die „musikalische Direktion“ der Revolution übernommen, er leitete die Signale, die Sturmglocken und feuerte durch Reden zum Kampfe an. Es entspricht das ganz der späteren Charakterentwicklung Wagners, der zur Erreichung seiner persönlichen Ziele stets ohne jede

Struppellofigkeit, aber auch ohne jeden Männerstolz vor Fürstenthronen, ohne jede Charakterfestigkeit vorgegangen ist. Aber nichtsdestoweniger folgte ihm nach Weimar, wohin er zu seinem Freunde und Schützer Liszt geflohen war, der sächsische Sieckbrief, der nach der üblichen Einleitung folgendes Signalement Wagners giebt:

W. ist 37—38 Jahre alt, mittlerer Statur, hat braunes Haar, freie Stirn, Augenbrauen: braun, Augen: graublau, Nase und Mund: proportioniert; in der Bewegung wie im Sprechen rasch und schnell. Kleidung: Oberrock von grünem Buckskin, Beinkleider von schwarzem Tuch, Weste von Sammet, seidenes Halsuch, ordinärer Filzhut mit Stiefel.

Dresden, 16. Mai 1849.

Die Stadt-Polizei-Deputation.
v. Doppel.

Nun wandte sich Wagner nach Zürich, und die folgenden Jahre von 1850—1856 sind es, in denen der Plan zu einer Neugestaltung der Oper zur Reife und Ausführung gelangte. Zunächst beschäftigte ihn der Stoff: Siegfrieds Tod, und der Text zu diesem — jetzt „Götterdämmerung“ betitelt — Drama ist auch der zuerst erstandene, dem dann in der Reihenfolge „Siegfried“, „Walküre“ und „Rheingold“ folgten, während die Komposition der Opern in umgekehrter Folge, mit dem „Rheingold“ beginnend, entstand. Den Stoff entnahm Wagner, wie auch schon in seinen früheren Opern „Vohengrin“, „Lannhäuser“, „Niederländische Holländer“, der altdeutschen Sage; allerdings gestaltete er den Text des Nibelungenringes insofern völlig selbständig, als er eine große Anzahl von Gestalten und Gedanken aus der altnordischen Heldensage, der sogenannten Edda, herübernahm und schließlich auch die altdeutsche Götterwelt hineinverflocht. So ist ein großartiges Dichtwerk entstanden, das inhaltlich eine reiche Fülle von Handlung und Charakteristik, in der Form sehr eigenartige Bildungen enthält.

Wenn man Wagners Dichtungen, die er als Texte für seine Opern geschaffen hat, betrachtet, erkennt man als unlegbare Thatsache, wie er die Wahrheit für alle Zeit festgesetzt hat, daß in der Oper gerade wie im Drama die Handlung den Mittelpunkt des Ganzen bilden muß, und daß die Musik ein Mittel dazu ist, die in Thätigkeit gelebten Gefühle noch mehr anzuregen. Soll das aber in vollendeter Form geschehen können, so muß der Dichter und der Komponist ein und dieselbe Person sein. Vor Wagner hatten sich auch schon Komponisten, wie Gorking und Schumann, an der Herstellung ihrer Operntexte beteiligt, aber dabei hatte es sich immer nur darum gehandelt, einen Roman oder ein Drama zurechtzustutzen zur Oper; diesem Beispiel ist Wagner nur in seinem „Mienzi“ gefolgt, der nach dem bekannten Roman Bulwers verfaßt ist. Von da an wandte er sich den ursprünglichen Quellen, den Sagen, zu und gab ihnen die für seine Musikdramen passenden Formen. Von neueren Komponisten haben sich viele, besonders Mascagni und Leoncavallo, ihre Texte selbst verfaßt. — Interessante Unterschiede finden sich in Wagners Dichtungen aus den drei verschiedenen Perioden seines Schaffens: in den „Feen“ und „Mienzi“ folgt er noch ganz den alten Opernmodern; die Verse sind zum großen Teil recht wenig ausgefeilt. Im „Nibelungenring“ verzichtet er ganz auf Reime und verwendet die sogen. Alliteration („Stabreim“, d. i. die in der altdeutschen Poesie häufig angewandte Form, besonders am Wortanfang dieselben Buchstaben, Konsonanten und Vokale, in zwei oder mehr Worten derselben oder mehreren aufeinanderfolgenden Zeilen zu wiederholen); im Tristan, Meistersinger und Parsifal finden sich nur Reime und keine Alliteration. Während der Reim das melodische Element in der Sprache bildet, der bei dem Hinzutreten des Tones entbehrlich erscheint, ja unkimmlerlich wird, wenn er, in Musik gesetzt, zu falscher Betonung führt, wirkt die Alliteration außerordentlich charakteristisch; durch die Wahl hart oder weich klingender Worte kann der Dichter dem einzelnen Verse einen bestimmten Ausdruck verleihen; so wirkt das viel bespöittelte und beim Lesen allerdings sehr absonderlich klingende „Weia, waga, woge Du Welle, walle zur Wiege“ beim Gesang geradezu herrlich, indem es das Auf- und Abwiegen der Rheintöchter in den Blüten mit seinem Wortklang begleitet. Daß andere Stellen des Textes direkte poetische Unschönheiten enthalten, daß manches schwülzig und unklar ausgedrückt ist, läßt sich bei objektiver Kritik nicht bestreiten; wenn Brinhilde in höchster Liebesrajerei singt: „Göttliche Ruhe raft mir in Wogen“, so wird kaum jemand in diese Worte einen vernünftigen, der Situation entsprechenden Sinn legen können. Auch in der Erfindung neuer Worte hat Wagner zuweilen etwas gegen den Sprachgeist geündigt, und allein in den Nibelungen finden sich dreißig Worte, welche die deutsche Sprache bislang nicht kannte. Kein Wunder, daß die Kritik sich in schärfster Form gegen diese Art der Dichtung wandte, und daß bei ihrem Erscheinen ein Für und Wider der Anhänger und Gegner entstand, das nur übertrafen wurde durch den Streit der Wagnerianer und Antiwagnerianer über den Wert der Musik des Künstlers.

Der leitende Gedanke Wagners in seiner Reformation der Musik war der Wunsch, die Melodie mit den Worten in Ein-



lang zu bringen und die Handlung jeden Augenblick durch die Musik zu verdeutlichen; es sollte das aber nicht nur durch die vom Sänger gebrachten, sondern auch durch die dem Orchester untergelegten Noten geschehen. Daher spricht das Orchester bei Wagner eine viel eindringlichere Sprache, als es vorher in der Oper je gethan hatte; es ist ein dem Sänger gleichberechtigter Faktor, nicht nur, wie bisher, der Begleiter des Bühnengesanges. Sodann läßt Wagner in der Trilogie zuerst völlig die Form des abgeschlossenen Musikstücks, der Arie, des Duetts usw., fallen, indem er an seine Stelle die sogenannte „unendliche Melodie“ setzt, d. h. indem er in dramatischer Form, wie ein gleichmäßiges Gewebe, seine Musik sich entwickeln läßt. Zur Charakterisierung einer Person, einer Einzelheit der Handlung oder einer dramatischen Leidenschaft benutzte Wagner die sogenannten „Leitmotive“, kurze, aus einigen Tacten bestehende musikalische Themen, die immer in der Musik wiederkehren, wenn die Person oder der dramatische Gedanke, mit dem sie verbunden sind, in dem Stück oder in den Neuherungen der Sänger wieder auftaucht. Einzelne dieser Motive, wie das Rheingold-, das Liebe-, das Schwert- und das Walkhallmotiv, sind in ihrer kurzen, prägnanten, in den wenigen Tacten den Gedanken charakteristisch wiedergebenden Art wahre Meisterstücke, und die Leitmotive bilden so, verbunden durch die großartige Formgewandtheit Wagners, mit der er sie zu verflechten und auszuarbeiten weiß, den „ruhenden Pol“ in der Wagnershaftigkeit und Vielgestaltigkeit des Werkes. Es soll auch hier nicht verschwiegen werden, daß in der Trilogie sich Wagners Vorliebe, in die Breite zu gehen, an manchen Stellen unangenehm fühlbar macht; im zweiten Acte der Walküre und in der Schlussszene von Siegfried sind die Dialoge textlich und musikalisch von ermüdender Länge.

Das dritte Gebiet, auf welchem Wagner seit Schöpfung seiner Nibelungen reformatorisch vorging, war das der Bühnentechnik. Schon 26 Jahre vor der ersten Aufführung des Werkes schrieb Wagner in einem Briefe an Hans von Bülow: „Ich trage mich für die Aufführung meines Siegfried mit ganz besonders kühnen Plänen.“ Mit unglaublicher Fähigkeit hat Wagner an diesem Plan, ein eigenes Festspielhaus für seine Trilogie zu errichten, festgehalten; sogar in Zeiten, wo er selbst kaum den nöthigen Lebensunterhalt erwarb, hat er dieses Ziel im Auge behalten — bis er es mit Hilfe des kunstbegeisterten Königs Ludwigs II. von Baiern endlich erreichte: im Jahre 1876 fand in Bayreuth die erste Aufführung des „Rings des Nibelungen“ statt. Die wichtigste Neuerung, die Wagner hier einführt, ist das „unsichtbare“ Orchester; das Orchester in Bayreuth ist nur 1½ Meter unter das Niveau der Bühne gelegt. Der Kunstwert dieser Neuerung liegt nicht darin, daß der Anblick der im Schweben ihres Angeichts arbeitenden Musiker dem Zuschauer erspart ist, auch nicht darin, daß das Auge durch das Sehen aus dem dunklen Zuschauerraum über die hellen Musikerpulte hinweg auf die zuweilen wieder völlig dunkle Bühne außerordentlich angestrengt wird, sondern am allermeisten in der erzielten vorzüglichen akustischen Wirkung. Da Wagner ein sehr großes Orchester verwendet und auch vielfach sehr stark instrumentiert, da, wie bereits erwähnt, dieses Orchester eine selbständige Sprache spricht, so ist es der menschlichen Stimme wesentlich leichter, sich bei dem tiefer liegenden, noch dazu mit einer dünnen Golddecke bedeckten Orchester zur Geltung zu bringen. Viele große Theater sind dem Bayreuther Beispiel gefolgt und haben Einrichtungen getroffen, durch welche bei Wagnerschen Opern das Orchester gesenkt werden kann.

In Bezug auf Bühnentechnik stellt Wagner ganz enorme Anforderungen, so sollen die Verwandlungen der Bühne im Rheingold vor sich gehen, während die Bühne in Dämpfe gehüllt ist; ferner sollen die Walküren zu Pferde durch die Luft angeritten kommen, die Rheintöchter im Wasser auf und ab schwimmen etc. Man muß anerkennen, daß in Bayreuth das denkbar großartigste in dieser Beziehung geleistet wird, während auf den meisten anderen Bühnen die technischen Schwierigkeiten den Zuschauern stets etwas aus der Illusion herausreißen.

Ein „Bühnenfestspiel“ hat Wagner seine Nibelungen-Trilogie genannt, und damit sollte ausgedrückt sein, daß nur bei besonders festlichem Anlaß das Musik-Drama zur Aufführung gelangen, daß die Aufführung selbst jedesmal ein Fest sein sollte; und ursprünglich wollte ja Wagner auch die Nibelungen einzig und allein auf der Bayreuther Bühne dargestellt wissen. Die geringen materiellen Resultate, welche die ersten Aufführungen erzielten und die drückenden Schulden, welche auf ihm durch die enormen Kosten des Bayreuther Festspielhauses lasteten, zwangen Wagner, die Aufführung auch an anderen Bühnen zu gestatten. Und somit sind die Nibelungen auf dem Spielplan aller größeren deutschen Bühnen heimisch geworden, und nur „Barzafal“, Wagners Schwanengesang, ist Aletngut Bayreuths geblieben.

Wenn aber schon der übergroßen Mehrzahl des Volkes das Genießen der Nibelungen-Trilogie nicht vergönnt ist, weil das Theater auch eine der Domänen der Besitzenden ist, so ist der Besuch Bayreuths nur den allerwenigsten Sterblichen ermög-

licht; der Ausschluß der Nibelungen von den übrigen Bühnen hätte die Kenntnis von Wagners Kunst in sehr bedauerlicher Weise beschränkt. Hat es doch überhaupt unglaublich lange gedauert, bis das Verständnis für Wagners Genie sich bei Musikern wie Laien Bahn brach, und hat doch gerade sein Lebenswerk, als das wir den Ring des Nibelungen bezeichnen müssen, Anfeindungen zu erleiden gehabt, die ein Beweis dafür sind, daß die Zeitgenossen selten das Genie, das unter ihnen lebt, in seiner ganzen Größe erfassen.

Eine Verbindung aller darstellenden Künste war es, die Wagner anstrebte: Musik, Dichtung und plastische Darstellung sollten sich mit der Technik vereinigen, um die höchste Vollendung in der Bühnenwirkung zu erreichen. Einen gleichen Gedanken finden wir bei Max Klinger, dem großen Leipziger Künstler, der Malerei, Bildhauerkunst und Architektur in einem seiner Entwürfe zur idealsten Entwicklung vereinigen will. Eine derartige Vielseitigkeit in der Entwicklung künstlerischer Hervorbringung ist nur dem Genie eigen und auch dieses bedarf zur Ausföhrung seiner Ideen der Mitarbeit kunstverständiger Helfer. Wagner hat das Glück gehabt, in Liszt und Bülow zwei Freunde zu besitzen, die frühzeitig seinen Wert erkannten und die verständnisvoll und opferbereit genug waren, mit ihren geistigen und pekuniären Hilfsmitteln ihm jederzeit beizuhelfen; später, als mehr und mehr Wagners Musik die deutschen Sänger und Musiker begeisterte, hat eine Anzahl von ihnen sich in aufopfernder Weise gerade des „Rings des Nibelungen“ angenommen und für sein Bekanntwerden im Publikum gejorgt. Einer der hervorragendsten Wagnerdirigenten war der jüngst verstorbene Münchener Generalmusikdirektor Hermann Levi. Der Leiter des Orchesters ist aber bei Aufführungen des Nibelungenrings die wichtigste und entscheidendste Person für das Gelingen des Werkes; in ihm müssen sich alle Fäden vereinigen, die das kunstvolle Gewebe bilden.

Daran, daß der Gesamteindruck des Werkes auf das Publikum — soweit man dasselbe musikverständlich nennen kann — stets ein tiefer und gewaltiger ist, erkennt man den Geist, der Wagners Kunst beseelt. Es ist eben die Einheit des Kunstwerkes, die Heranziehung und Verbindung mehrerer Künste zu einem vom einheitlichen Gedanken getragenen und zur Vollendung geföhrten Können, die bei dem Ring des Nibelungen wirken. Von Abend zu Abend steigert sich das Mitempfinden und vertieft das Verstehen der Zuhörer; ja, je öfter man in der Lage ist, die Trilogie zu hören, um so trennlicher geht einem das Verständnis auf für die Fülle von Schönheiten, die in Poesie und Musik enthalten sind. Wenn es dereinst gelingt, die Kunst dem wirklichen Volke zugänglich zu machen, so wird in der Musik „Wagner als Erzieher“ eine hervorragende Rolle spielen. Die naive Volksseele wird (— wie man das bei allen Kunstvorführungen vor dem Volke beobachten kann und wie es ja auch bei der letzten Konferenz der Vereine für Volkswohlfaht von Autoritäten zugegeben worden ist —) mit raschem Erfassen in die Eigenart der in ihrer Art auch naiven und volkstümlichen Kunst eindringen, rascher wohl, als es jetzt bei dem Publikum, das unsere Opernhäuser füllt, der Fall ist.

Vermischtes.

* **Lesung in der Bauernjoppe.** Wie ein Bauer die Gleichwertigkeit der Kirchen und Religionen bewies, das wird im Wahesft von B. K. Koeniggers „Heimgarten“ wie folgt erzählt. Der Mann sagte: „Es sind einmal ein Katholischer, ein Evangelischer, ein Jude und ein Heide in Streit gewesen, welche Religion die beste sei. Der Katholische pries die Macht seiner Kirche, der Evangelische die reine Lehre, der Jude das Alter seiner Religion, der Heide meinte: wenn er das gehabt hätte, was die andern haben, so wäre seine Religion die beste. Den Streit schlichtete ein Unbeteiligter folgendermaßen: Der Katholischen Religion gab er die Zahl 18; der evangelischen das Doppelte, 36; der jüdischen wieder das Doppelte hiervon 72 und der heidnischen das Doppelte der jüdischen 144. Jetzt wollen wir die Rechnung machen, wessen Religion die beste ist. Du, Katholischer, hast 18 oder 1+8=9; Du, Evangelischer, 36: 3+6=9; Du, Jude, 72 7+2=9; Du, Heide, 144: 1+4+4=9. Am End' hat jede Religion die Zahl 9; eine Religion ist wie die andere.“

Goldene Worte.

Die Achtung der Mit- und Nachwelt geht einem braven Manne über alle irdische Habe. Sie läßt sich weder erkaufen noch erzwingen, und wenn man Königreiche dafür feilböte.

Wilhelm Wetling, Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte.

